

9)

Gobseck.

(Nachdruck verboten.)

Von Honoré Balzac. Deutsch von Alfred Brieger.

Graf Trailles, der damals gar zu dringlich von seinen Gläubigern verfolgt wurde, reiste zu jener Zeit in England umher. Er allein wäre allenfalls imstande gewesen, seine Freundin über die geheimnisvollen Maßregeln aufzuklären, die Gobseck ihrem Gatten gegen sie angeraten hatte. Wie man erzählt, soll sie jedesmal lange gezögert haben, ehe sie ihre Unterschrift hergab, die nach dem Wortlaut unseres Gesetzes unumgänglich notwendig ist, um den Verkauf von Familiengütern rechtskräftig zu machen; aber der Graf gelangte jedesmal zu seinem Ziel. Sie war der Meinung, ihr Gatte beabsichtigte, sein territoriales Eigentum zu realisieren und sie nahm an, daß das kleine Päckchen Banknoten, das den Gegenwert eben dieses Besitzes darstellte, sich irgendwo wohl verwahrt in der Kassette eines Notars oder vielleicht einer Bank befände. Ihrer Rechnung nach mußte Restand notwendigerweise im Besitze irgend einer Urkunde sein, um seinen ältesten Sohn in die Lage versetzen zu können, diejenigen Besitztitel, auf die er einen besonderen Wert legte, als sein Eigentum einzufordern. Sie entschloß sich daher, in der Umgebung des Kranken eine Art scharfen Wachdienstes einzurichten. Mit despotischer Strenge herrschte sie in ihrem Hause, das nunmehr ganz unter dem Druke ihrer weiblichen Spionage stand. Ganze Tage lang saß sie in dem Salon, der dem Zimmer ihres Gatten zunächst lag und von dem aus sie jedes Wort und die geringste Bewegung ihres Mannes belauschen konnte. Nachts ließ sie in eben diesem Raume ein Bett aufschlagen und sie schlief fast nie. Den Arzt hatte sie ganz auf ihre Seite zu ziehen verstanden. Ihre zärtliche Aufopferung schien auch in der Tat über jeden Zweifel erhaben! Mit jener angeborenen schlauen Klugheit, die allen hinterlistigen Menschen eigen ist, vermochte sie die Abneigung, die Restand gegen sie an den Tag legte, so geschickt zu verbergen, und sie spielte die Leidensvolle und Schmerzreiche mit derartig täuschender Ueberzeugungskraft, daß sie sich sogar ob ihrer Opferfreudigkeit eine Art Berühmtheit erwarb. Einige von den Ueberprüden waren sogar der Meinung, daß sie sich auf diese Weise ihre Fehltritte wieder gutzumachen bemühte. Tatsächlich aber hatte sie nur unentwegt das Elend vor Augen, das sie beim Tode des Grafen erwartete, falls ihre Geistesgegenwart im geeigneten Augenblicke sie im Stiche ließ. So war es also dieser Frau, die von dem Schmerzenslager, auf dem der sterbende Gatte seufzte, unerbittlich zurückgestoßen war, gelungen, gleichsam einen magischen Kreis um diese Stätte der Vernichtung zu ziehen, sie, die ihm so fern stand und doch in seiner nächsten Nähe weilte, sie, die in Ungnade gefallen war und doch die Macht in ihren Händen hielt, sie, die scheinbar freu ergebene und mitfühlende Gattin umschlich beutegierig den Ort des Todes und die vermeintliche Fundstätte des Geldes, wie jenes Insekt, das auf dem Grunde der von ihm spiralförmig aufgetürmten Sandpyramide das ihm sicher verfallene Opfer erwartet, indem es jedes niederfallende Sandkörnchen belauscht.

Selbst der strengste und am schwersten zu befriedigende Beurteiler menschlichen Wesens hätte anerkennen müssen, daß die Gräfin das Muttergefühl fast auf die Spitze trieb. Auch war — wie man allgemein erzählte — der Tod ihres Vaters für sie eine harte Lehre gewesen. Sie liebte ihre Kinder abgöttisch und hatte ihnen die Bilder des zerrütteten und aus seinen Bahnen geworfenen Familienlebens zu verbergen gewußt; das jugendliche Alter ihrer Kinder war diesem Vorhaben günstig gewesen und so war es ihr gelungen, sich deren Liebe zu erwerben und ihnen die denkbar beste und glänzendste Erziehung zuteil werden zu lassen.

Ich muß gestehen, daß ich mich einer gewissen Bewunderung für diese Frau nicht erwehren konnte und ebensowenig einer Art von Mitleid, deretwegen Gobseck sich noch häufig über mich lustig machte. Um jene Zeit hatte die Gräfin die niedrige Gesinnung Maximes bereits erkannt und sie büßte die Irrungen ihres früheren Lebens mit blutigen Tränen. Ich will es wenigstens glauben. Wie häßlich und verabscheuungswürdig die Maßnahmen auch gewesen sein mögen,

deren sie sich bediente, um das Vermögen ihres Gatten in ihren Besitz zu bringen — wurden sie ihr nicht durch ihre Mutterliebe und von dem Wunsche aufgezwungen, das gegen ihre Kinder begangene Unrecht tunlichst wieder gut zu machen? Vielleicht auch, daß sie, wie manche Frauen, die die wilden Stürme der Leidenschaft über sich haben ergehen lassen, schließlich die Notwendigkeit empfand, zu einem tugendhaften Lebenswandel zurückzukehren. Möglicherweise lernte sie den Preis der Tugend erst in dem Augenblicke kennen, wo sie die leidensvolle Ernte einheimen mußte, die sie durch ihren Fehltritt ausgesät hatte.

Jedesmal, wenn der junge Ernest das Zimmer seines Vaters verließ, wurde er über alles, was der Graf gesagt und getan hatte, einem inquisitorischen Kreuzverhör unterzogen.

Der Knabe ließ sich willig den Absichten und Wünschen seiner Mutter, da er sie mit zärtlicher Liebe erklären zu können glaubte; er kam den Wünschen seiner Mutter sogar auf halbem Wege entgegen.

Mein Besuch aber war der Gräfin wie ein Fingerzeig erschienen, da sie in mir das Werkzeug der Rache ihres Gatten zu erblicken glaubte; insolgedessen entschloß sie sich auch, mich nicht zu dem Sterbenden vorgulassen. Ich war von dunklen Vorahnungen erfüllt und jemehr ich mich über das Schicksal des Gegenwertes einer tiefgehenden Unruhe nicht erwehren konnte, desto sehnlicher trachtete ich, eine persönliche Unterredung mit dem Grafen Restand herbeizuführen. Wenn dies Dokument der Gräfin in die Hände fiel, so war sie imstande, seinen Inhalt geltend zu machen und es wäre zweifellos zwischen ihr und Gobseck zu einer endlosen Reihe von Prozessen gekommen. Ich kannte den Bucherer zu genau, um nicht fest davon überzeugt sein zu müssen, daß er der Gräfin die Besitztümer ihres Gatten niemals wieder überlassen würde; außerdem enthielt der textuelle Aufbau dieser Urkunde eine Anzahl von Rechtskniffen, die nur von mir allein erfolgreich vorgebracht werden konnten. Es lag mir viel daran, weiterem Unheil vorzubeugen und so begab ich mich noch ein zweites Mal zu ihr.

„Ich habe zu wiederholten Malen die Bemerkung gemacht, Madame“ — wandte sich Derville an die Vicomtesse Grandlieu, indem er einen mehr vertraulichen Ton ansah — „ich habe also mehrfach die Existenz eines Phänomens auf geistigem Gebiete bemerkt, dem wir in unserem gesellschaftlichen Leben nicht die genügende Beachtung zollen. Da ich von Natur die Dinge um mich her gern beobachte, habe ich den Angelegenheiten menschlicher Interessen, in denen die verschiedenen Eigenschaften einander in lebhaftem Widerspruch gegenüber gehalten werden, unwillkürlich immer ein Bestreben analytischer Sonderung entgegengebracht. Mit stets erneutem Staunen habe ich die Tatsache bewundert, daß die geheimsten Absichten und Ideen, die zwei Gegner in sich tragen, fast ebenso oft beiderseits vorausgeahnt und durchgeführt werden; so kößt man bei beiden feindlichen Parteien auf dieselbe heilserberische Kraft des Verstandes, auf dieselbe Gewalt des intellektuellen Scharfblickes, wie sie beispielsweise zwischen zwei Liebenden besteht, die eines in der Seele des anderen lesen.

Als wir beide — die Gräfin und ich — uns zum zweiten Male gegenüberstanden, begriff ich auch sofort den Grund der Abneigung, die sie mir entgegenbrachte, wenngleich sie ihre Gefühle unter den Formen zierlichster Höflichkeit und Liebeshöflichkeit wohl zu verbergen wußte. Ich war für sie ein aufgedrungener Mitwiffer und es ist ausgeschlossen, daß eine Frau den Mann nicht haßt, vor dem sie erröten muß. Andererseits war sie sich auch darüber klar, daß mir ihr Gatte, falls ich tatsächlich der Mann war, auf den er sein Vertrauen setzte, sein Vermögen oder dessen Gegenwert noch nicht eingehändigt hatte.

Unsere Unterredung, deren wörtlichen Inhalt ich Ihnen ersparen will, ist mir als der hartnäckigste und gefährlichste Kampf im Gedächtnis geblieben, den ich jemals in meinem Leben bestanden habe. Die Gräfin, die ja von Haus aus mit allen Eigenschaften ausgestattet war, um eine fast unwiderstehliche Versuchungskunst ins Treffen führen zu können, zeigte sich abwechselnd nachgiebig, sanft, stolz, zutraulich und vertrauensselig. Sie ging sogar so weit, persönliche Neugierde in mir zu erwecken und machte den Versuch mit einer Andeutung auf ein mögliches Liebesverhältnis, um mich auf

diese Weise in ihre Gewalt zu bekommen. Es mißlang ihr. Als ich mich von ihr verabschiedete, erhaschte ich in ihren Augen einen Ausdruck des Hasses und der Wut, vor dem ich mich fast hätte fürchten können. Wir trennten uns als unerbittliche Feinde. Sie hätte mich in diesem Augenblick am liebsten vernichtet und ich empfand für sie eigentlich nur ein großes Mitleid — ein Gefühl, das für manche Charakterveranlagung der grausamsten Beleidigung gleichkommt. Meine Gedanken kamen in den letzten Erwägungen zum Vorschein, die ich ihr nahelegen versuchte. Ich erweckte — wie ich glaube — bei ihr eine unbezähmbare Angst vor der Zukunft, indem ich ihr erklärte, daß sie, wie sie sich auch zu den Ereignissen stellen wollte, unter allen Umständen dem Elend und Ruin entgegengehe.

„Wenn ich den Herrn Grafen sprechen könnte, so wäre wenigstens das Schicksal Ihrer Kinder . . .“

„Dann wäre ich Ihnen auf Gnade oder Ungnade überlassen,“ unterbrach sie mich mit einer Geberde mißachtenden Stels.

Da die Frage nun einmal offenkundig zwischen uns beiden aufgeworfen war, so entschloß ich mich, die Familie vor dem Unheil, das ihrer wartete, zu bewahren. Ich war sogar bereit, juristische Ungehelichkeiten durchgehen zu lassen, wenn solche sich zur Erreichung meines Zieles als notwendig erweisen sollten. Ich traf daher folgende Vorsichtsmaßregel: Ich ließ den Grafen Restaud für eine fingierte Schuld an Gobsed gerichtlich verfolgen und erlangte ein Urteil. Die Gräfin versuchte dies Vorgehen natürlicherweise geheim zu halten; ich aber hatte meinen Zweck erreicht, insofern ich in der Lage war, beim Tode des Grafen sofort die Siegel auflegen zu lassen. Ich bestach einen der Angestellten des Hauses und erhielt von ihm das Versprechen, daß er, sobald der Todeskampf seines Herrn begünne, mich hiervon sofort benachrichtigen sollte — selbst mitten in der Nacht. Auf diese Weise konnte ich augenblicklich einschreiten, indem ich die Gräfin mit einer sofortigen Siegelanlegung einschüchterte und so den Gegenrevers vor Vernichtung bewahrte.

Später erfuhr ich, daß diese Frau, während sie im Nebenzimmer die Klageakten ihres sterbenden Gatten vernahm, eifrig den Inhalt des Gesetzbuches studierte.

Welch schredenerregendes Bild müßte sich uns eröffnen, wenn wir in den Seelen der Menschen zu lesen vermöchten, die ein Totenbett umstehen! Immer wieder ist Geld und Besitz die treibende Gewalt für alle geheimen Pläne, die geschmiedet werden, für die Intriguen, die man mühevoll ausdenkt, für alle Ränke und Schliche, die die Habsucht spinnt.

Lassen wir jetzt diese ihrer Natur nach recht häßlichen Einzelheiten beiseite. Immerhin sind Sie auf diese Weise in die Lage versetzt worden, die Schmerzen und Leiden dieser Frau und die ihres Gatten zu begreifen und zu ermessen und sie werden vielleicht auch dazu angetan sein, Ihnen die Geheimnisse manchen Familienlebens zu entschleiern, das ihnen mehr oder minder gleicht.

Seit zwei Monaten litt Graf Restaud, der sich mit seinem Schicksal abgefunden hatte, einsam auf seinem Schmerzenslager. Eine todbringende Krankheit hatte seinen Körper und seinen Geist langsam und sicher untergraben und geschwächt. Nach und nach war er jenen Raunen der Kranken verfallen, deren Absonderlichkeit oft unerklärlich erscheint; er widersezte sich, wenn sein Zimmer geordnet und gereinigt werden sollte, er wies jede Art von Pflege zurück und gestattete nicht einmal, sein Bett zu berühren. Dieser höchste Grad jeelischer Apathie hatte sich auch auf die Dinge um ihn her übertragen: die Möbel seines Zimmers verblieben in ihrer Unordnung; Staub und Spinnweben bedeckten die zierlichsten und wertvollsten Gegenstände. Er, der früher einen so feinen und auserlesenen Geschmack an den Tag gelegt hatte, fand jetzt Gefallen an dem traurigen Bilde der Verwüstung, das sein Zimmer ihm darbot. Der Kaminofen, der Schreibtisch, die Stühle — alles war mit den verschiedenartigen Gegenständen angefüllt, die durch eine Krankheit notwendig werden; leere und volle Phiolon und Fläschchen, alle mit einer Schicht von Schmutz überzogen, umhergeworfenes Leinwandzeug, zerbrochenes Geschirr, ein offener Bettwärmer vor dem Kamin, eine Badewanne, die noch mit Mineralwasser angefüllt war; das Zerstückwerk kam in jeder Einzelheit dieses abstoßenden Chaos zutage.

Der Tod streckte sein grinsendes Gesicht aus den Gegenständen hervor, ehe er sich des Menschen bemächtigte. Der Graf verabscheute das Tageslicht; die Vorhänge der Fenster waren zugezogen und die Dunkelheit, die auf allem lastete,

erhöhte noch das düstere Aussehen dieser trübseligen Stätte menschlichen Unterganges.

Er war fürchtbar abgemagert, nur seine Augen, in die sich alles Leben geflüchtet zu haben schien, leuchteten in fieberhaftem Glanze. Die durchsichtige Blässe seines Gesichtes hatte etwas geradezu Entsetzenerregendes, das durch die ungewöhnliche Länge seiner Haare noch erhöht wurde, die in langen flachen Strähnen über seine hohen Waden herniederhingen. Er glich jenen Fanatikern, die in der Wüste ein einsames Dasein fristen. Der Gram hatte jegliches menschliche Empfindungsleben in ihm getötet, in ihm, der kaum fünfzig Jahre zählte und den ganz Paris als so glücklich und so lebensfroh gekannt hatte.

Eines Morgens zu Anfang des Monats Dezember, im Jahre 1824, richtete er seine Augen mit einem besonderen Ausdruck auf seinen Sohn Ernest, der, am Fußende des Bettes sitzend, ihn kummervoll betrachtete.

„Leiden Sie sehr, mein Vater?“ hatte der junge Vicomte gefragt.

„Nein,“ entgegnete er mit einem schredenerregenden, grinsenden Lachen. „Alles ist da, hier — in der Gegend des Herzens.“ Er hob den Kopf etwas in die Höhe und preßte seine fleischlosen Finger mit einer Leidenschaftlichkeit auf die hohle Brust, die dem jungen Ernest die Tränen in die Augen trieb.

„Warum kommt denn Herr Derville nicht zu mir?“ fragte er seinen Kammerdiener, den er treu ergeben glaubte, der aber ganz unter dem Banne der Gräfin stand. „Wie kommt es, Maurice,“ rief plötzlich der Sterbende, der sich jetzt in seinem Bette aufrichtete und unvermittelt seine ganze Geistesgegenwart wiedergefunden zu haben schien, „ich habe Dich doch schon sieben oder achtmal in den letzten vierzehn Tagen zu meinem Advokaten geschickt — und er kommt nicht. Glaubst Du, daß man mich hintergeht? Gehe sofort zu ihm — rufe ihn augenblicklich oder bringe ihn selbst hierher. Wenn Du meinem Befehle nicht nachkommst, so werde ich aufstehen und selbst hingehen.“

Der Kammerdiener begab sich eilig zur Gräfin.

„Madame, Sie haben den Grafen gehört,“ jagte er, „was habe ich jetzt zu tun?“

„Sie werden vorgeben, beim Advokaten gewesen zu sein und Sie werden dem Herrn Grafen den Bescheid überbringen, daß Herr Derville wegen eines sehr wichtigen Prozesses hat verreisen müssen. Setzen Sie hinzu, daß er erst gegen Ende der Woche zurückwartet wird.“

Die Kranken täuschen sich immer über ihr Schicksal und sie treiben damit Mißbrauch, dachte sich die Gräfin. Er wird sicherlich die Rückkehr seines Vertrauensmannes abwarten.

Der Arzt hatte ihr am Vorabend eröffnet, daß der Graf schwerlich den Tag überleben würde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Merkwürdiges Geld.

(Schluß.)

So haben Nahrungs- und Genussmittel ihren Platz in der langen Reihe der Geldsorten. Man findet berichtet, daß früher in Paraguay der Paraguahtee das Geld ersetzte. Vor der Entdeckung Amerikas verwendeten die Zentralamerikaner Kakaobohnen als Geld; in Ostindien kommen Betelnüsse, im Sudan Kolanüsse vor, auch der Reisbranntwein soll früher in Japan als Geld gebraucht worden sein; an der Loangoküste in Afrila gilt Braantwein neben Baumwollstoffen als Zahlungsmittel. Der Tabak ist das beliebteste Kleingeld zahlreicher Völker, so der Stangentabak vielfach in der Südpole, Tabakbrote kürsieren als Geld auf Nias, Tabakblätter im Hinterlande von Liberia, Tabakgeld kam auch in den Vereinigten Staaten von Amerika vor. In Persien und im Somalilande traf man ferner Datteln als „Scheidemünze“, in Tibet Ballnüsse. Maiskörner liefen in Mexiko als Geld um, das gleiche wird von Hirse und Sago festgestellt. In Island fand man Stodfische, in Lappland Käse und Hühnerrei als Geldformen. An der afrikanischen Küste traf man auf ein Salzgeld, das selbstverständlich als fester Wertmesser nicht betrachtet werden kann. Wenn die Salzgewinnung wenig Ertrag abwarf, stieg sein Wert, ja er verdoppelte sich sogar. Dieses Salzgeld fand man sonst vielfach in Afrila, so vor allem in weysteinförmigen Stücken in Abessinien, ein ungelegter Baststreifen vertritt gewissermaßen die Prägung. Je weiter man vom Produktionsorte kam, umso höheren Wert gewann das Salzgeld. Salzriegel bilden auch im westlichen Sudan und in der Sahara ein beliebtes Geld; in Sambapitila konnte man für 30 Stück einen Sklaven kaufen. Der Reisende Marco Polo fand im

südwestlichen China Salzgeld. Man dämpfte das Wasser aus den Soolquellen ab und formte kleine Kuchen. Auf diese Art Münze wurde der Stempel des Kaisers gedrückt, und sie durfte von keinem andern als von seinen eigenen Beamten bereitet werden. Auch in Westindien ist Salzgeld zur Zeit der Entdeckung Amerikas konstatiert worden. Andere Gewürze sind, wenn auch selten, ebenfalls als Geld festgestellt worden, im mittleren Sudan u. a. roter Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch, im westlichen Sudan bittere Mandeln.

Auch Baumwollstoffe haben den Charakter als Geld angenommen, so im mittleren Sudan Baumwollstreifen, die vielfach so schmal sind, daß man sie zu keinem nützlichen Zweck verwenden kann. Im alten Böhmen liefen Tuchstücke als Geld um, die wegen ihres losen Gewebes zu keinem praktischen Zweck zu gebrauchen waren, am unteren Kongo kurzstirnte kleine Matten, die noch während der portugiesischen Zeit mit dem Stempel der Regierung versehen waren und als allgemeines Zahlungsmittel dienten. Auf den neuen Hebriden kennt man das Mattengeld gleichfalls. Zu den ältesten Geldarten Chinas gehörten kleine Stücke Leinwand oder Seidenstoff von bestimmter Größe. In Tibet gebraucht man jetzt noch Baumwollstoffe als Geld. Im Sudan tritt ferner Baumwollgarn als Geld auf. Die Mauren im nördlichen Senegambien nehmen z. B. für den Gummi nur einen bestimmten dunkelblauen indischen Kattun in Zahlung und wissen ihn durch den Geruch von allen Nachahmungen zu unterscheiden. Fertige Kleidungsstücke findet man als Geld im mittleren und westlichen Sudan, dann auch bei den Missouris-Indianern, bei den Massai und in Tibet. Die Verwendung der Felle geschätzter Pelztiere als Zahlungsmittel hat, wie Schurz bemerkt, überall dort einen großen Aufschwung genommen, wo der europäische Handel pelzreiche Gebiete auszubenten begann. Schurz vermutet, daß das Entstehen des Fellgeldes erst diesem Handel zuzuschreiben sei. In Sibirien, wo die Eingeborenen teilweise ihre Abgaben in Fellen bezahlen müssen, mag das besonders der Fall sein, aber auch unter den Indianern Nordamerikas ist eine eigentliche Fellwährung wohl erst durch den Pelzhandel ins Leben gerufen worden, obwohl Anfänge hierzu schon früher vorhanden gewesen sein mögen. Bei den nördlichen Stämmen bildet das Wiberfell die Werteinheit; die Missouristämme hatten die gegerbten Büffelhäute, die ihnen wenigstens den Händlern gegenüber als Wertmesser und Kaufsmittel dienten. Fellgeld war bei den nord-europäischen Völkern früher in typischer Form vorhanden, so in Islandnabien und bei den Russen, die auch an Stelle der unbequemen großen Felle ein aus kleinen gestempelten Fellstücken bestehendes Zeichengeld im Umlauf setzten. Auf den Faröer diente das Schaffell gewissermaßen als imaginäre (nur in der Vorstellung vorhandene) Werteinheit, da man wohl danach rechnete, aber die Felle nicht in Wirklichkeit umlaufen ließ. Nach Berührung mit europäischer Kultur haben oft Wollbeden die Felle verdrängt. Dort wo Rindensleibung ursprünglich vorherrschte, wie in Uganda, kommen Rindensstücke als Zahlungsmittel vor. Federngeld ist am oberen Nil und in Polynesien festgestellt worden.

So finden wir die verschiedenartigsten Formen des Geldes, von denen wir aus dem reichen Materiale von Schurz nur Beispiele angeführt haben. Alle diese Geldsorten sind bloß unter ganz einfachen Verhältnissen bei geringen und wenig mannigfaltigen Ansprüchen ausreichend. Je komplizierter die Verhältnisse werden, je weiter das Gebiet ist, aus dem die Gegenstände zur Bedürfnisbefriedigung bezogen werden, desto notwendiger stellt sich ein allgemein anerkannter Wertmesser heraus, desto dringender wird ein Geld von weiter Umlaufsmöglichkeit, von unveränderlichem Werte, von Teilungsmöglichkeit. So finden wir überall das Eindringen europäischer und amerikanischer Münzen in sonst von der Kultur noch wenig berührte Gebiete. Soweit europäische Staaten Kolonien gegründet haben, gelangen sie sowohl im Interesse des Handels wie des Steuerwesens als auch zur Verhütung von Uebervorteilungen der Eingeborenen und zum Zwecke eines geregelten Gerichtsganges zur Ordnung des Geldwesens, meist, aber nicht immer, zur Einführung der heimischen Münzen. Neben diesen fanden eine gewisse internationale Bedeutung einige Münzen, die heute im übrigen erheblich an Bedeutung verloren oder sie in ihrem Heimatland gänzlich eingibt haben, so der Maria-Theresientaler, der als Gewichtseinheit in Abyssinien und als eines der wichtigsten Zirkulationsmittel im nordöstlichen Afrika und über dasselbe hinaus Bedeutung gewonnen hat. Das merkwürdige ist, daß ein durch den Gebrauch ganz schwarz gewordener Maria-Theresientaler als die eigentliche Münze gilt, während der glänzende und neugeprägte sehr untern angenommen wird oder überhaupt nicht zirkulationsfähig ist. Deswegen hat man ihm häufig künstlich ein altes Aussehen gegeben. Um kleinere Münzen herzustellen, zerschneidet man den Maria-Theresientaler in regelmäßige Stücke. Die österreichische Münze hat bis an das Ende des 19. Jahrhunderts diese Taler ausgeprägt, obgleich sie längst in der Heimat jede Umlaufsmöglichkeit verloren hatten. In den deutschen Kolonien ist nun die Annahme dieses Talers nicht mehr gestattet, und so dürfte er wie in seiner Heimat in absehbarer Zeit auch in Afrika den Charakter der Münze verlieren. Der mexikanische Silberdollar und der spanische Taler hatten auch weit über ihr Heimatgebiet Verbreitung gefunden. Ebenso ist die indische Rupie nach Zentralasien wie nach Afrika eingedrungen, jedoch schränkten die neuen Bestimmungen über das Geld in den Kolonien das Umlaufgebiet auch dieser Münze ein.

Sonderbar ist ferner, daß ein so hochkultiviertes Land mit ausgedehntem Handel wie China auf Metallgeld in unserem Sinne im

allgemeinen verzichtete. Noch immer ist dort nicht das Geld als an amtlicher Stelle geprägte und damit staatlich garantierte Metallmenge, sondern lediglich nach dem faktischen Inhalte und der Feinheit des Silbers geschätzt. Das sogenannte Haaptüber kurzstirnt hauptsächlich in China, wenn auch dort Silberbarren und mexikanische Dollars daneben eine Rolle spielen. Von welcher Bedeutung unsere Münzen, die ohne weitere Prüfung im Laufe weniger Tage durch hunderte von Händen gehen, sind, ersieht man aus dem Geldverkehr in China, wo jeder das eingenommene Silber zu wägen und zu prüfen hat und wo selbstverständlich der Uebervorteilung der wirtschaftlich Schwachen und der in der Prüfung Untundigen Tür und Tor geöffnet wird. Wir sind gewöhnt, über derartige Erscheinungen erhaben zu lächeln, aber wir vergessen dabei ganz, daß ein allgemein geordnetes Geldwesen in Deutschland noch im 18. Jahrhundert ein frommer Wunsch war, und daß wir eigentlich erst seit einem Menschenalter ein gleichmäßiges und vor Erschütterungen gesichertes Geldwesen im Deutschen Reiche besitzen. —

Adolf Braun.

Kleines Feuilleton.

lk. Vom Harze. Im Vorjahre eine brennende Julihitze, Staub auf allen Wegen bis zum Broden hinauf, Wassernot in manchen Harzorten, und heuer das gerade Gegenteil! Seit zwei Wochen kein Tag ohne Niederschläge und kaum einer ohne Gewitter, die teils die Schwüle nicht brechen, teils eine im Juli doppelt empfindliche Kühle hinterlassen. Der Tourist, der über einen guten Wettermantel, Doppelsohlen und Wanderlust verfügt, wird gleichwohl das heurige Wetter vorziehen. In der herrlichen Luft keine Spur von Staub, und alle Augenblick rieselt einem ein Quellschnee über den Weg, wo im Vorjahre nur staubige Gesteine zu erblicken war. Der Pflanzentwuchs quillt über das himmlische Maß mit einer prächtigen Volkhaftigkeit, während der Waldboden überflutet und überraschend eine Unzahl von Pilzen hervorschießen läßt, wie sie von rechts wegen erst im feuchten Herbst erscheinen sollten. Mit den Ausflüchten sieht es schlecht. Vater Broden hat oft und gern seine Wolkenlappe über den Ohren. Fährt man früh aus dem warmen Tale mit der Brodenbahn auf die Kuppe, so ist man oben versucht, ein wenig mit den Zähnen zu klappern, und wer vom Nebel nicht gründlich angefeuchtet zu werden wünscht, rettet sich ins Haus, bis gegen Mittag die Schleier den Sonnenstrahlen weichen und ihm der Blick in die mächtigen bewaldeten Kluppen des Harzes gestattet ist. —

hd. Ein feineres Rätsel. (Nachdr. verb.) Der „Chicago Chronicle“ beschäftigte sich kürzlich mit der Herkunft der Monolithen, diesem großen Geheimnis in der Entwicklungs-geschichte der Menschheit. Diese seltsamen Steinmonumente, welche eine rohe Skulptur zeigen, sind über die ganze Erde zerstreut. Am merkwürdigsten und geradezu Schreden erregend wirken aber die ungeheuren Monolithen auf der einsamen Osterinsel im Großen Ozean. — Nicht nur mit der geheimnisvollen Bedeutung dieser grandiosen Denkmäler haben sich zahlreiche Forscher beschäftigt, sondern mehr noch mit der interessanten Frage, wie Völker einer frühen Kultur ohne Kenntnis der Ingenieurwissenschaft derart gewaltige Blöcke zu gewinnen, zu befördern und aufzurichten vermochten — und zwar sogar in Ländern, wo derartige große Steinblöcke überhaupt nicht gefunden wurden. Nachdem sich die Gelehrten viele Jahrhunderte hindurch über dieses Rätsel die Köpfe zerbrochen, begann man mit einem vergleichenden Studium der Monolithen, und endlich gelangte man zu dem Schluß, daß nur die Phönizier all diese Monumente in England, im westlichen Teil von Frankreich, im nördlichen Teil Deutschlands, in Dänemark, Schweden, Nord-Afrika, Asien, Sibirien, ja selbst in Nord- und Südamerika errichtet haben können. Diese eine Entdeckung vermag unserer Geschichtsforschung neue Wege zu weisen. Denn wenn es richtig ist, daß allein die Phönizier alle diese großen Denkmäler errichtet haben, so müssen sie auch alle Länder gefannt haben, die wir auf unseren modernen Karten finden, so müssen sie Amerika und Asien Jahrtausende vor unserem Erscheinen auf dieser Erde besucht haben.

Man ist aber auf ganz logische Weise zu diesem interessanten Schluß gelangt. Der weitaus größte Teil aller Monolithen ist an den Mündungen der großen schiffbaren Ströme zu finden. Also können die gewaltigen Steine nur durch ein Volk herbeigeschafft sein, das in der Schifffahrt große Erfahrung besaß. Die Kelten, welche nur primitive Schiffe aus Flechtwerk besaßen, vermochten überhaupt keine weiten Seereisen zu unternehmen. Und wenn wir weiter unter den Völkern jener frühen Zeit Umschau halten, so finden wir, daß neben den Phöniziern, die gleich tüchtig als Seefahrer und Kaufleute waren, kein zweites Volk für die Lösung einer so großen Aufgabe in Betracht kommen kann. — Wie kamen aber die Phönizier nach Amerika? Da sie Kolonien auf den Inseln des westlichen Mittelmeeres und auf denen des Atlantischen Ozeans besaßen, so kann man sich wohl vorstellen, daß sie auch den Weg nach Amerika gefunden haben. Zu welchem Zwecke aber mögen die Phönizier diese Monumente errichtet haben? Man entdeckte einen großen Monolithen an der Loire, welcher die Inschrift trägt: „An dieser Stelle wurde unser tapferer Kamerad erschlagen.“ Dieser Monolith ist also im besten Sinne ein Denkmal für einen vom Volke verehrten Mann. Nun hat man auf Monolithen in Bolivia

Wie auf solchen in Südamerika übereinstimmend den Fuß-Abdruck eines Mannes wie eine Schlange mit erhobenem Kopfe eingraviert gefunden, und das sind gerade phönizierische Symbole, die auf zahlreich phönizischen Grabdenkmälern wiederkehren. Diese Uebereinstimmung berechtigt wohl zu dem Schlusse, daß die Monolithen durchweg Denkmäler sind, welche die Phönizier zu Ehren ihrer großen Toten errichteten, wo immer sie sich auch befanden. Damit ist allerdings noch nicht die Frage gelöst, wie sie diese große technische Aufgabe zu lösen vermochten; doch dürfte uns auch dieses große technische Resultat wie so manches andere große Werk jener frühen Zeiten belehren, daß die alten Völker doch in der Technik viel weiter vorgeschritten waren, als wir im allgemeinen anzunehmen pflegen.

hl. Wertvolle Geschäftsgeheimnisse. Von dem ungeheuren Werte, den ein Geschäftsgeheimnis bisweilen repräsentieren kann, macht man sich kaum eine rechte Vorstellung. Eine englische Zeitschrift weiß einige Beispiele dafür anzuführen. So soll die Familie Rothschild den Karthäuser Mönchen in Frankreich für das Geheimnis der Fabrikation des berühmten Chartreuse 20 Millionen Mark in bar geboten haben. Dieser Likör erhält seinen Wohlgeschmack aus der Mischung von mehr als 50 verschiedenen Pflanzen und Kräutern, und sein Vertrieb brachte einen Gewinn von jährlich 3 Millionen, die an mehrere religiöse und wohlthätige Gesellschaften verteilt werden. Die Mönche lebten, ohne sich einen Moment zu besinnen, das Anerbieten Rothschilds ab. Nicht minder wertvoll ist das geheime Rezept, nach dem der Benediktiner bereitet wird. Dieses unersetzliche Geheimnis ging während der französischen Revolution verloren, und erst, als es 1803 aufgefunden wurde, konnte man wieder an die Fabrikation des Likörs gehen. Einen unermeßlichen Schatz bedeutet für seinen Besitzer das Geheimnis der Fabrikation der Tinte, mit der die Banknoten der Vereinigten Staaten gedruckt werden. Nur ein Mann in der Welt kann diese Tinte herstellen, und das Geheimnis der Verfertigung ward ihm von seinem Vater, dem Erfinder des Mittels, auf dem Totenbette anvertraut unter der Bedingung, daß er es niemandem verraten würde als seinem Sohn oder einem seiner nächsten Angehörigen bei seinem eigenen Abscheiden. Die amerikanische Regierung ist durchaus auf diese Tinte angewiesen, da sie allein auf dem zum Druck der Banknoten verwandten Papier das besondere und einzigartige Aussehen hervorbringt, das die Wertpapiere vor Nachahmung schützt. Die Regierung zahlt ihrem Tintenfabrikanten 200 000 M. jährlich, und er hat dafür nur etwa zwei Wochen im Jahre zu arbeiten. Sechs Leute sind ununterbrochen beschäftigt, die einzelnen Bestandteile der Tinte anzufertigen, und wenn alles bereit ist, so genügen dem Besitzer des Geheimnisses vierzehn Tage, um in einem streng verschlossenen Raum so viel Tinte herzustellen, als die Regierung braucht. Im Besitz eines ähnlichen, fast zauberhaften Mittels, um große Geldsummen zu verdienen, ist der Besitzer der Papierfabrik zu Laverstoke, aus der das Papier stammt, aus dem das Papiergeld der Bank von England hergestellt wird; auch für die Tinte, mit der das Papier bedruckt wird, gibt es ein bestimmtes Geheimmittel, und nur so viel weiß man, daß verholtes Holz und Rheinwein dabei verwandt werden. Andere gewichtige Geheimnisse werden von den Weinflüßern und Kellermeistern zur Herstellung besonders wundervoller Weine bewahrt. So besitzt der Kellermeister von Manion House, dem Palast des Londoner Bürgermeisters, ein streng bewahrtes Geheimmittel, das er von seinem Vorgänger überliefert erhalten hat, um bei den großen Festlichkeiten im Statshause den Wein für den herumgereichten Ehrenbecher herzustellen. Jeder, der diesen Wein getrunken, weiß, daß ein schwerer Rotwein die Basis für die Mischung bildet, aber die anderen Zutaten, die dem Wein das herrliche Aroma verleihen, kann niemand ergründen.

Aus dem Tierleben.

gc. Reifer-Kolonien. Im Sommer bietet sich auf Ausflügen sehr oft Gelegenheit, Fischreier zu sehen und ihr Leben und Treiben zu beobachten. Als unablässiger Räuber und Entvölkerer unserer Bäche, Flüsse und Seen ist der Fischreier schon längst in den Vann getan und zahlreichen Nachstellungen von Seiten der Fischereiberechtigten und Forstbeamten ausgesetzt. Aber wenn er auch an Zahl seit den romantischen Zeiten der Reiferbeize zweifellos zurückgegangen ist, so ist er doch überall, wo fischreiche Bäche und Flüsse sich durch die Täler winden, eine gewöhnliche Erscheinung. Er hat sich mit mehr Erfolg den Nachstellungen zu entziehen gewußt, als seine Vetter, die Silber- oder Seidenreier. Ist schon durch die Trockenlegung vieler Sümpfe das Gebiet der letzteren eingeschränkt, so wurde ihnen noch mehr ihre weiße Farbe, die die Tiere schon in sehr weiter Entfernung sichtbar macht, verderblich. Der Fischreier ist infolge seiner vorwiegend grauen Färbung nicht so auffallend; er lebt fast gar nicht an Sümpfen, sondern hauptsächlich an Bächen und Flüssen, die er indes nur zu gewissen Zeiten des Tages aufsucht, während er die übrige Zeit im schützenden Walde, wo er auch horstet, verbringt. Hieraus erklärt sich, daß er den mannigfaltigen Nachstellungen des Menschen besser zu trotzen vermochte und durchaus noch nicht selten ist. Einzelne Paare nisten fast überall in ganz Deutschland zerstreut. Meist aber horstet der Reifer in mehr oder weniger großen Kolonien. Die Horste befinden sich auf verschiedenen Bäumen: sehr hohen Eichen, Buchen, Fichten und Kiefern, meist in der Nähe der Gewässer, zuweilen jedoch auch weit von ihnen entfernt. Oft stehen auf einem Baume zehn und mehr

Horste. Jeder Horst ist ungefähr ein Meter breit, glatt und kunstlos. Außerlich besteht er aus starken Reisern, die nach dem Innern zu dünner werden, und trägt auf der Oberfläche ein dürftiges Polster von Haaren, Wolle, Federn und dergleichen. Im Mai entschlüpfen die ungemein häßlichen Jungen den hellgrünen Eiern. Dann herrscht reges Leben in der Reiferkolonie. Unermüdlich schleppen die Eltern Futter für die junge Brut heran. Mit lautem tiefem „Krah, Krah“ nähern sie sich dem Neste, mit hellem „Keddeded“ antworten die Nestvögel und ergreifen die ihnen dargereichte Nahrung mit solcher gierigen Hast, daß sie ihrem Schnabel gar oft entgleitet und über den Nestrand auf den Boden fällt. So sorgsam auch die alten Reifer für ihre Jungen sorgen, so wagen sie doch nicht, sie gegen einen Feind zu verteidigen. Wenn ein Raubvogel oder auch nur eine Krähe oder Elster in eine Reiferkolonie eindringt, dann stößt der alte Reifer zwar ein durchdringendes Geschrei aus, sperrt den starken Schnabel auf und schlägt mit den Flügeln, aber wenn der Feind lähn vordringt, so weicht er zurück und räumt ihm das Feld.

Humoristisches.

— Ein Drückerberger. Schusterhub: „Wenn ich kein Geld bring', haut mich der Meister!“
 Student: „Armer Kerl, da konnte doch der Meister selber kommen!“
 Schusterhub: „Das tut er nicht; wenn der nämlich auch keins bringt, haut'n die Meisterin.“ —
 — Zweierlei. Junge Gattin: „Arthur, ich will Dir's nur gleich sagen: wenn Du glaubst, den Schlüssel zum Haustor ebenso leicht zu finden, wie Du ihn zu meinem Herzen gefunden hast, dann irrst Du Dich gewaltig!“ —
 — Opferwillig. Hausfrau (nachdem sich die Gäste entfernt haben): „Die schöne Torte! Niemand hat sie angerührt!“
 Der kleine Billy: „Da werde wohl ich in den sauern Apfel beißen müssen, Mama?“ —
 („Reggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Das Lessing-Theater hat außer dem neuen Subermannschen Schauspiel; „Stein unter Steinen“ folgende Stücke zur Aufführung erworben: „Nat Schrimpf“ von Max Burkhard, „Sittliche Forderungen“ und „Erziehung zur Ehe“ von Hartleben. Ferner sind zwei noch titellose Stücke von Hauptmann und Schützler in Aussicht genommen. —
 — Im Harzer Berg-Theater erlebten das Drama von Lienhard: „Wieland der Schmied“ und eine dramatische Skizze „Siegfrieds Tod“ von August Sturm erfolgreiche Uraufführungen. —
 — „Henris Hochzeit“, ein vieraktiger Schwauf von Richard Kehler, fand bei seiner ersten Aufführung in Dessau starken Beifall. —
 — Der Tenorist William Müller, der von 1877 bis 1884 am Berliner Opernhaus wirkte, starb jetzt im Alter von 60 Jahren in Hannover. Müller war der Sohn eines Schuhmachers und gelernter Dachdecker. —
 — Der Maler Jean Jaques Henner ist, 79 Jahre alt, in Paris gestorben. —
 — Der erste internationale Kongreß für Pöthiotherapie findet vom 12.—15. August in Lüttich statt. Die Tagesordnung erstreckt sich auf sämtliche Zweige der Naturheilmethoden. —
 — Spencer, der Direktor des Newyorker Aquariums, stellt Versuche an, blinde Fische sehend zu machen. Er bringt die Tiere in Glasgefäße, die von allen Seiten belichtet werden und meint, daß sich Augen entwickeln könnten. —
 — Die Leute weißer Ameisen ist ein ganzes Haus, eine Meierei in der französischen Gemeinde Moncrabeau, geworden. Ein Teil des Gebäudes stürzte ein, dem noch übrigen droht dasselbe Schicksal; die Wollen sind fast buchstäblich aufgefressen. —
 — Ruckseier. Daß der Ruckud seine Eier mit Vorliebe in die Nester kleinerer Vögel legt und von diesen das unbedequate Brutgeschäft besorgen läßt, ist eine bekannte Tatsache. Das Sonderbarste aber dabei ist, wie Bergmann in einem Aufsatz „Hauswirt und Mieter im Tierreich“ in „Aus der Natur“ (Heft 7) mitteilt, daß die Eier der Farbe des übrigen Geleges meist angepaßt sind, so daß also das Ruckudsei in einem Nest mit braunen Eiern braun, in einem Nest mit blauen Eiern blau und in einem mit geprenkelten Eiern geprenkelt ist. Diese Anpassung geht so weit, daß man das Ruckudsei oft nur an dem Größenunterschied erkennen kann, hat aber ihren Grund wohl darin, daß jedes Ruckudweibchen immer nur die Nester einer ganz bestimmten Singvogelart heimsucht. Kein Wunder, daß dann die Pflegemutter das eingeschmuggelte Ei für ihr eigenes nimmt, bis der ausgetrockene Ruckud als gefräßiger Gimmietling den Wahn gründlich zerflört. —
 — In Zuffenhausen (Württemberg) entdeckte man eine 4000 Jahre alte vorgeschichtliche Ansiedelung. —